

**Der Gottesdienst
Wahrnehmungen aus Visitationen
Ringvorlesung zum „Jahr des Gottesdienstes“**

**11. Januar 2012 Tübingen
von Landesbischof Dr. h.c. von Frank Otfried July**

Sehr geehrter Herr Dekan, sehr geehrte Professorinnen und Professoren, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Evangelisch-theologischen Fakultät, liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen, verehrte Gäste!

Herzlichen Dank für die Einladung, am heutigen Tag zu Ihnen zu sprechen. Erst vor wenigen Wochen stand ich an dieser Stelle, um aus anderem Anlass zu reden. Nächste Woche werde ich bei der ersten theologischen Dienstprüfung dabei sein. Dies und die mannigfaltigen anderen Begegnungen mit der Fakultät sollen immer wieder zum Ausdruck bringen, dass die akademisch gelehrte theologische Reflexion ein notwendiger Teil evangelischer Kirchenleitung ist. Ich denke, gerade der heutige Themenkomplex und die damit verbundenen Aktivitäten sind ein besonders gutes Beispiel dieses Zusammenwirkens. Denn der Anlass, der mich heute hier nach Tübingen führt, ist das „Jahr des Gottesdienstes“, genauer gesagt: die theologische Begleitung dieses Gottesdienstjahrs durch die Evangelisch-theologische Fakultät der Universität Tübingen in Form einer Ringvorlesung während dieses Wintersemesters. Der Fakultät danke ich sehr für die Bereitschaft zu dieser Kooperation in Sachen Gottesdienst, ganz besonders Herrn Professor Heckel, der als Oberkirchenrat und Professor Kirchenleitung und Fakultät verbindet! Dank der Expertise und Kompetenz der Fakultät kommen wir in den Genuss eines gründlichen, spannenden und aufschlussreichen Nachdenkens über den Gottesdienst. Ein Semester lang ist jeden Mittwoch hier zu hören und neu zu lernen, wie ausgewiesene Fachleute der verschiedenen theologischen Disziplinen unterschiedliche Facetten unseres Gottesdienstes beleuchten.

Wir brauchen diese Reflexion, um Vergangenheit und Gegenwart unserer Gottesdienste besser zu verstehen und auch gemeinsam Antworten auf offene Fragen zu finden. Die württembergische Landessynode, die dieses „Jahr des Gottesdienstes“ initiiert hat, und ich selbst, der ich übrigens einst hier in Tübingen meine Prüfung im Fach Praktische Theologie – wie kann es anders sein? – zum Thema „Gottesdienst“ abgelegt habe, wir verbinden damit den Wunsch, die Freude am gottesdienstlichen Leben in den Gemeinden zu fördern. Erfahrungen über eine einladende Gestaltung von Gottesdiensten sollen vernetzt und kommuniziert werden. Der Gottesdienst soll neu ins Gespräch kommen, aber auch die Erkenntnis, was ein Gottesdienst ist und was er nicht ist. Darum gratuliere ich Ihnen auch zu der Veröffentlichung dieser Ringvorlesung, die heute als „Kompendium Gottesdienst“¹ vorgestellt wird, herausgegeben von Hans-Joachim Eckstein, Ulrich Heckel und Birgit Weyel. Ich habe einige freie Tage nach Weihnachten genutzt, um dieses Buch gründlich zu studieren und einige neue Gedankenimpulse und Perspektiven gewonnen. Ich danke der Herausgeberin und den Herausgebern sehr.

¹ Hans-Joachim Eckstein / Ulrich Heckel / Birgit Weyel (Hg.), Kompendium Gottesdienst, Tübingen 2011.

Mir nun ist heute die Aufgabe gestellt, aus einem bischöflichen, also aus einem episkopalen Blickwinkel auf den Gottesdienst in unserer württembergischen Landeskirche zu sehen und Ihnen von diesen Wahrnehmungen zu berichten. Der „epi-scopus“ ist ja derjenige, der *auf* etwas sieht. Ich selber tue dies – also nehme Gottesdienste wahr – bei meinen verschiedenen eigenen gottesdienstlichen Erfahrungen in der gesamten Landeskirche. Intensiver und breiter noch geschieht dies allerdings mithilfe unserer Visitatoren und Visitorinnen, die in regelmäßigem Turnus unsere Kirchengemeinden und Pfarrämter besuchen und sich ein Bild machen von der Lage vor Ort. Über die Visitationen erfahren wir direkt, wie sich Gemeindeglieder zum Gottesdienst äußern, insbesondere zum württembergischen Predigtgottesdienst, den Jürgen Kampmann in seiner Vorlesung als ein „Landeskind“ bezeichnet hat.² Es geschieht mit diesen Visitationen auch etwas, was schon die große württembergische Kirchenordnung von 1559 in ihrer Vorrede betont, nämlich dass „der recht / wahrhaftig notwendig Gottesdienst gefördert werde“.

Ich zitiere aus einer Visitation:

„Den allsonntäglichen Gottesdienst möchte ich nicht mehr missen. Gestärkt und bekräftigt durch die guten Predigten, die Gebete, das Singen, das Stillewerden vor Gott und die netten Kontakte mit den dort anwesenden Mitchristen kann ich mich dann wieder getrost und frohen Mutes an die Aufgaben und Verpflichtungen der bevorstehenden Woche machen.“ Hier wird der Beitrag des Gottesdienstes zur Lebensbewältigung beschrieben. Theologische Sinndeutung wurde gesucht und gefunden. Ein anderes Zitat stelle ich daneben: *„Alle Dogmen, auch strenger Katechismus, schrecken und vertreiben mich.“* Was als eng erlebt wird, wird abgelehnt.

Wir erfahren weiter, wie Kirchengemeinderatsgremien, Pfarrer und Pfarrfrauen ihre gottesdienstlichen Einstellungen zum Ausdruck bringen. Auch hier möchte ich aus der Fülle der gemeindeleitenden Aussagen stellvertretend zwei Voten vortragen. Zum einen lese ich:

„Eine verantwortliche Gottesdienstgestaltung gleicht einer Gratwanderung. Identifikation durch Partizipation erleichtert das Mitfeiern. ... Andererseits muss auch das Bedürfnis nach Ruhe ernst genommen werden. Viele Menschen haben das Bedürfnis, einfach einen Gottesdienst zu besuchen, ohne aktiv beteiligt zu werden.“

Zu klären wäre hier natürlich der Begriff der Aktivität. Die betende, singende, hörende, bekennende, Sakrament empfangende Gemeinde ist ja durchaus aktiv. Das Visitationszitat will wohl sagen: Es gibt Menschen, die möchten sich im Gottesdienst nicht zu besonderen kreativen Anforderungen verhalten oder zu besonderen Beiträgen aufgerufen werden.

Ein anderer Gemeindeleitungsbericht formuliert:

„Bei aller Gottesdienstvielfalt erleben wir es dennoch, dass der Gottesdienst nicht mehr der zentrale Treffpunkt der Gemeinde ist. Die Ausdifferenzierung macht sich auch hier bemerkbar. Der Gottesdienst bzw. die Gottesdienstform, die alle zugleich anspricht, scheint es nicht (mehr) zu geben.“

² Jürgen Kampmann, Die Zukunft des württembergischen Predigtgottesdienstes, in: Hans-Joachim Eckstein / Ulrich Heckel / Birgit Weyel (Hg.), Kompendium Gottesdienst, Tübingen 2011, 124-144: 124.

Außerdem hören und lesen wir in den Visitationen davon, wie sich das Gottesdienstthema aus visitorischer Sicht ausnimmt. Visitorinnen und Visitor warnen die Gemeindeleitung vor Erfolgsdruck, sprechen Mut zu, loben den Gottesdienst:

„Die Schlichtheit des württembergischen Gottesdienstes ist wohltuend in ihrer Konzentration und Klarheit.“ Oder: *„Der Gottesdienst soll spirituelles Zentrum der Gemeinde sein und kein ‚Gemischtwarenladen‘, wo jeder holt, was er braucht.“*
“Wieder ein anderer Visitor: *„Arbeiten Sie sich nicht sonntäglich am Gottesdienst halb tot. Gottesdienst ist vor allem Dienst Gottes an uns – und unser Gottesdienst geht viel tiefer, als dass wir vor allem für die Gottesdienstplanung und -durchführung arbeiten.“*

Damit – und das möchte ich unterstreichen, bevor ich mit weiteren Visitationswahrnehmungen fortfahre – liegt hier ein ganz eigener Zugang zur Beschäftigung mit dem Gottesdienst vor: Mit den Berichten, die anlässlich einer Visitation entstehen, mit den so genannten „O-Tönen“, die hier verschriftlicht werden, und mit der sie begleitenden theologischen Reflexion im Rahmen der Visitation haben wir Quellenmaterial vorliegen, das lebendige, erfahrungsgesättigte und reflektierte Einblicke in die Religiosität unserer Landeskirche erlaubt. Damit erbringt die Visitation einen Beitrag ganz eigener Art zur Selbstwahrnehmung der Kirche. Wie wichtig die Empirie für die Wahrnehmung des Gottesdienstes ist, war bereits Thema von Friedrich Schweitzer im Rahmen dieser Ringvorlesung.³ Dennoch: Bei den Visitationsauswertungen handelt es sich um keine „kleinen“ Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen. Die Visitation ist vielmehr ein Prozessgeschehen, das die Gemeinden auf ihrem Weg der Verkündigung des Evangeliums begleitet. Der Visitor und die Visitorin fragen nach den Wegen und Möglichkeiten der Gemeinde, dem Glauben Gestalt zu geben. Sie spüren die Atmosphäre. Sie möchten wissen, was die Gemeinde besonders beschäftigt oder worauf man auch keine Antwort weiß. Sie erfahren anschaulich, wie die großen gesellschaftlichen Herausforderungen wie Säkularisierung oder Pluralisierung sich im Leben einer Ortsgemeinde konkretisieren, welche Beteiligungsmuster vorherrschen. Sie sehen, wie sich die Gemeinde um Wort und Sakrament sammelt. Dazu gehört – mit Worten Ihres Dekans Volker Drehsen: „Der Überschussfülle ansichtig zu werden, die gelebte Praxis jedem Versuch ihrer theoretischen Beschreibung und logischen Strukturierung voraussetzt.“⁴ – Überschussfülle der gelebten Praxis...

Nach diesen ersten Schlaglichtern aus den Visitationen möchte ich Sie nun auf zwei Gedankengänge mitnehmen, die aus der Fülle der Visitationsbeobachtungen herausragen. Ich hoffe, Sie sehen mir diese inhaltliche Beschränkung nach. Sagen ließe sich noch viel mehr.

Zunächst: Der Gottesdienst ist Mitte der Gemeinde Der Gottesdienst gilt als „Mitte“ der christlichen Gemeinde. So formulieren es viele Gemeindeleitungsberichte

³ Friedrich Schweitzer, Gottesdienst auf dem Prüfstand. Empirische Befunde – offene Fragen – Herausforderungen für die Zukunft, in: Hans-Joachim Eckstein / Ulrich Heckel / Birgit Weyel (Hg.), Kompendium Gottesdienst, Tübingen 2011, 285-306.

⁴ Volker Drehsen, Praktische Theologie: Praxis und Theorie / Wahrnehmung / Reflexionskultur gelebter Religion / Religion als Beruf, in: Wilhelm Gräßl / Birgit Weyel (Hg.), Handbuch Praktische Theologie, Gütersloh 2007, 174-187: 184.

anlässlich der Visitation. Der Gottesdienst ist – ich zitiere – „Zentrum der Gemeindegemeinschaft“, er ist die „immer noch unverzichtbare Mitte der Gemeinde“, „geistlicher Mittelpunkt“, der „Herzschlag des Gemeindelebens“. „Hier ist der Ort der Glaubensvergewisserung und der Ort der Begegnung und Heimat.“ „Gottesdienst ist der Mittelpunkt unseres Gemeindelebens – und das kann er nur sein, weil in ihm Gott als gegenwärtig erfahren wird.“ Die Mitte der Mitte ist die Predigt. An sie werden hohe Erwartungen gerichtet. Das neue Gottesdienstbuch wird zur liturgischen Bereicherung des Gottesdienstes genutzt, auch hinsichtlich der Beteiligung von Gemeindegliedern an der Liturgie. Die Vorlesung von Birgit Weyel, „Der Gottesdienst als Ritual“, wird hierauf Anfang Februar noch ausführlicher und differenzierter zu sprechen kommen.⁵ So beschreiben Pfarrerinnen und Pfarrer wie auch Gemeindeglieder aktuell das Wesen des Gottesdienstes. Damit geben sie zu erkennen: Im Gottesdienst spricht Gott mit uns. Das Wort Gottes, das der Mensch sich nicht selber sagen kann, wird ihm hier zugesprochen. Aufgabe derer, die einen Gottesdienst „halten“, ist es, die Gottesdienst feiernde Gemeinde in diese Form der Gottesbegegnung hineinzuführen. Genau das ist das Besondere des Gottesdienstes: Menschen kommen in Kontakt mit ihrem Schöpfer, ihrem Erlöser. Ihr menschlicher Alltag erscheint im Licht des Evangeliums. Dadurch unterscheidet sich der Gottesdienst von anderen Veranstaltungen. Dies gilt auch von den Kasualgottesdiensten. Darum ist der Gottesdienst die Mitte! Oder – um es mit Worten von Luthers „Torgauer Formel“ von 1544 zu sagen: Für den Gottesdienst gilt, „dass nichts anderes darin geschehe, denn dass unser lieber Herr selbst mit uns rede durch sein heiliges Wort, und wir wiederum mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang.“⁶ Im November war darüber ausführlich in einer Vorlesung von Christopher Spehr zu Luthers Theologie des Gottesdienstes zu hören. „Durch das Wort, entfaltet in Predigt und Sakrament, redet Gott den Menschen an und dieser antwortet ihm in Gebet und Lobgesang.“⁷ – so Spehr. Diesen dialogischen Charakter des Gottesdienstes, den Luther so stark betont, „Gott dient uns – wir dienen Gott“, halte auch ich für sehr wesentlich. Darum war er auch ein Grundgedanke meines Berichts zum Gottesdienst vor der Synode im vergangenen November zum Auftakt des „Jahrs des Gottesdienstes“: Der Gottesdienst ist ein Dienst Gottes an uns *und* er ist Ausdruck unseres menschlichen Glaubens an Gott. Im Lichte dieser mehrdimensionalen Bestimmung betrachten wir den sonntäglichen Gottesdienst.

Die geistliche Aussage, der Gottesdienst ist Mitte der Gemeinde, deutet des Weiteren auch hin auf die kulturelle Bedeutung des Gottesdienstes: „Er steht für die Öffentlichkeit und damit für die Verlässlichkeit und Erkennbarkeit kirchlichen Handelns. Was der Kirchturm für das Stadtbild, ist der Sonntagsgottesdienst für die Kultur eines Ortes – eine Art ‚performativer Kirchturm‘.“⁸ – um Worte von Michael Meyer-Blanck aufzugreifen.

Doch diesen positiven Aussagen steht die Erfahrung vieler Gemeinden entgegen, dass der Sonntagsgottesdienst *zahlenmäßig* oftmals *nicht* das Zentrum ist. Die

⁵ Birgit Weyel, Der Gottesdienst als Ritual, in: Hans-Joachim Eckstein / Ulrich Heckel / dies. (Hg.), Kompendium Gottesdienst, Tübingen 2011, 166-184.

⁶ Martin Luther, Predigt am 17. Sonntag nach Trinitatis (5. Oktober 1544) bei der Einweihung der Schlosskirche zu Torgau, in: WA 49, 588, 15ff.

⁷ Christopher Spehr, Luthers Theologie des Gottesdienstes, in: Hans-Joachim Eckstein / Ulrich Heckel / Birgit Weyel (Hg.), Kompendium Gottesdienst, Tübingen 2011, 84-103: 102.

⁸ Michael Meyer-Blanck, Der Sonntagsgottesdienst, in: Kristian Fechtner / Lutz Friedrichs (Hg.), Normalfall Sonntagsgottesdienst? Gottesdienst und Sonntagskultur im Umbruch, Stuttgart 2008, 72-81: 77.

Kirchengemeinderatsgremien sind oft ratlos, warum der Gottesdienstbesuch nicht höher ist. Die Pfarrer und Pfarrerrinnen beschwert es auch sehr, wenn sie den Eindruck haben, der Besuch lässt nach. Sie empfinden dies als Zeichen mangelnder Zustimmung zu all dem eigenen Einsatz. Sonntags kommt meist eine „überschaubare, aber feste Kerngemeinde“, in der oft auch viele Mitarbeitende der Gemeinde fehlen. Anlässlich solcher Äußerungen stellt ein Gemeindeleitungsbericht fest: *„Der sonntägliche Kirchgang ist nur noch für wenige Mitglieder der Kirchengemeinde eine Selbstverständlichkeit.“* Die Gründe mögen vielfältig sein. Neben der bereits geäußerten Distanz gegenüber Dogmen, die mit Zwang gleichgesetzt werden, sind es der Musikstil und die Atmosphäre, die schon mal als „verstaubt“ bzw. „mittelalterlich“ beschrieben werden. Der gesuchte persönliche Bezug kann nicht immer hergestellt werden. Der Visitator kommentiert: *„Der Hauptgottesdienst am Sonntagmorgen ist nicht (mehr) das Dach über der ganzen volkikirchlichen Breite.“* Dies begründet er mit der *„Individualisierung und Differenzierung in verschiedene Milieus“*, die dem regelmäßigen Kirchgang entgegenstehen. Dennoch begegnet uns in der Mehrzahl der Visitationen ein zufriedener Grundton. Nur in Einzelfällen wird über sehr schlechten Besuch geklagt. Ab und zu wird unterstrichen, die Zahl der Gottesdienstfeiernden liege über dem landeskirchlichen Durchschnitt von rund 4 %. Bezeichnend ist auch die folgende Feststellung: *„Die Anzahl verschiedener Menschen, die unsere Gottesdienste im Laufe eines Jahres besuchen, ist in den vergangenen zehn Jahren deutlich gestiegen, gleichzeitig hat die Zahl der regelmäßigen Gottesdienstbesucher abgenommen.“* Ebenso hat sich die Zahl der Gottesdienstanstöße erhöht. Ich möchte diesen Gesichtspunkt noch einmal unterstreichen, weil er mir oft zu wenig wahrgenommen scheint: Die Zahl der Gottesdienste und damit der Besucher zu verschiedenen Einzelanlässen hat sich deutlich erhöht. Dies wird durch unsere Zählungen, auf denen dann die statistischen Angaben der Landeskirche basieren, oftmals gar nicht erfasst. Und gleichzeitig: Wir können es natürlich nicht aufnehmen mit den 10.000 Seelenmessen, die für den 1493 verstorbenen Kaiser Friedrich III. zwischen erster provisorischer und offizieller Bestattung stattfanden.⁹

Manche Gemeindeberichte formulieren deutlich, dass sie im Gottesdienst auch dann die Mitte der Gemeinde sehen, wenn der zahlenmäßige Besuch das nicht abbildet, weil das „Mittesein“ gar nicht von Zahlen abhängig ist. Die Mitte ist eine theologische, eine geistliche Aussage. Sie bedeutet, dass der Gottesdienst Gott und niemandem sonst zur Ehre – solideogloria – gefeiert wird. Dem entspricht die Erklärung eines Visitators:

„Für die breite Öffentlichkeit ist Kirche dort, wo Gottesdienst gefeiert wird – zugleich ein Plädoyer dafür, die zentrale geistliche Dimension des Gottesdienstes sorgfältig zu pflegen.“

Dennoch: Besonders in den Gemeinden, die einen zahlenmäßig niedrigen Gottesdienstbesuch haben, stellt sich die Frage, ob sich daraus ein konkreter Handlungsbedarf ergibt. Niemand will Gottesdienste ausfallen lassen. Doch ab einer gewissen Kleinheit sollte über eine veränderte liturgische Gestaltung nachgedacht werden.

⁹ Arnold Angenendt, Gottesdienst im Mittelalter, in Hans-Joachim Eckstein / Ulrich Heckel / Birgit Weyel (Hg.), Kompendium Gottesdienst, Tübingen 2011, 62-83: 77.

Vielleicht ist hier – auch bei uns – über die Entwicklung einer verlässlichen Agenda für kleine Gottesdienste nachzudenken¹⁰, die Pfarrerinnen, Pfarrer und Gemeinden anleitet, wie gefeiert, gebetet, gesungen, bekannt, verkündigt und gesegnet werden kann, wenn nicht viele da sind. Vielleicht ist hier über die Entwicklung einer Abendmahlsform nachzudenken, die auch kleine Gruppen in den Blick nimmt. Zugleich wäre bei der Entwicklung einer solchen Agenda für Kleinstgottesdienste zu überlegen, ob es auch ein Formular geben soll für Gottesdienste, die im Sinne einer Gemeindeagenda ohne Ordinierte gefeiert werden können.¹¹ Dies ist dann wichtig, wenn mehr als zwei Kirchengemeinden mit je eigenen Kirchen bzw. Predigtstellen einer Pfarrstelle zugeordnet werden.

Dieses Phänomen um die Mitte des Gottesdienstes angesichts gegenwärtiger Herausforderungen möchte ich gern mit Worten der Praktischen Theologen Kristian Fechtner und Lutz Friedrichs pointieren:

„Der Sonntagsgottesdienst lebt als religionskulturelle Praxis von Bedingungen, die er selbst nicht hervorbringt. Dass an ihm lediglich eine kleine Zahl der Evangelischen (regelmäßig) teilnimmt, gründet einerseits in einer Kirchlichkeit, die moderne Lebensverhältnisse charakterisiert, und andererseits in der Art und Weise, wie heute Wochenende gelebt wird. Die Einsicht in die begrenzte Reichweite des Sonntagsgottesdienstes spricht nicht gegen seine sorgfältige liturgische und homiletische Gestaltung. Sie legt aber nahe, ihn nicht mit theologischen Zuschreibungen und kirchlichen Anforderungen zu überlasten, die der Wirklichkeit nicht standhalten.“¹²

Es wäre natürlich spannend und interessant, welche theologischen Zuschreibungen und kirchlichen Anforderungen hier eigentlich gemeint sind und wie dies mit dem Begriff des „der-Wirklichkeit-nicht-Standhaltens“ aussieht. In diesen Formulierungen steckt einiges an Diskussionspotential. Allerdings bringt sie auf den Punkt, was manchmal all zu leicht auch missverstanden werden kann in der Begegnung zwischen theologischer Zielbestimmung, kirchlicher Tradition und neuem Lebensgefühl.

Und nun zum zweiten angekündigten Gedankengang:

Gottesdienst zwischen Vielfalt und versöhnter Verschiedenheit.

Die Gemeinden unternehmen vielfältige Schritte, die Bibel und ihre Sprache für den Gottesdienst stark zu machen. Die Visitationen zeigen, dass wir eine ausdifferenzierte Gottesdienstlandschaft besitzen und. Ringvorlesung Tübingen 11.01.2012 Seite 19 von 27 dass die Gemeinden die Gottesdienstgestaltung als ihre zentrale Aufgabe verstehen, auch als mutige und selbstbewusste Antwort auf die als „dünn“ empfundene „empirische“ Mitte. Eine „kirchliche ‚Highlight‘- Kultur“ – um mit Ursula Roth zu sprechen – ist praktisch in jeder Kirchengemeinde zu beobachten.¹³ Das gottesdienstliche Leben hat sich aufgefächert: Das Kirchenjahr bietet auch Gottesdienstlässe wie die Osternacht oder als jüngere Entwicklung die

¹⁰ Christof Hartge, Gottesdienst mit Wenigen. Praktische Gedanken zu einem regulären Phänomen, in: DtPfrBl 105/2005, 619-622.

¹¹ Vgl. Jochen Arnold/Christine Tergau-Harms, Kleine Gemeinde, weiter Raum – ekklesiologische und liturgische Perspektiven, in: Kristian Fechtner / Lutz Friedrichs (Hg.), Normalfall Sonntagsgottesdienst? Gottesdienst und Sonntagskultur im Umbruch, Stuttgart 2008, 216-225.

¹² Kristian Fechtner / Lutz Friedrichs, Einleitung, in: dies. (Hg.), Normalfall Sonntagsgottesdienst? Gottesdienst und Sonntagskultur im Umbruch, Stuttgart 2008, 9-12: 10.

¹³ Ursula Roth, Gottesdienst in der Stadt, in: Kristian Fechtner / Lutz Friedrichs (Hg.), Normalfall Sonntagsgottesdienst? Gottesdienst und Sonntagskultur im Umbruch, Stuttgart 2008, 200-206: 206.

ChurchNight am Reformationstag. Für viele Gemeinden ist es inzwischen selbstverständlich, Gottesdienste zu feiern, die mit dem Ortsgeschehen tun zu haben. Wir erfahren von Fest-, Einweihungs- und Jubiläumsgottesdiensten oder von Gottesdiensten auf dem Weingut. Andere Gottesdienste widmen sich besonderen Themen wie am Diakoniesonntag oder mit dem Pflorgeteam von „Diakonie daheim“. Daneben stehen Gottesdienste für besondere Alters- oder Zielgruppen wie Kindergartengottesdienste, der Einschulungsgottesdienst als so genannte neue Kasualie, Krankenhaus- und Altenheimgottesdienste, Jahrgangsgottesdienste oder musikalische Gottesdienste – und das ist noch nicht alles.

Außerdem ist zu beobachten: Längst ist der Sonntagvormittag nicht mehr der einzige Zeitpunkt, zu dem sich die christliche Gemeinde zum Gottesdienst versammelt. Eine veränderte Wochenendgestaltung und viele weitere Faktoren haben dazu geführt, dass zahlreiche Gottesdienste am Sonntagabend gefeiert werden. Neben den Sonntagmorgengottesdienst in der Form des Predigtgottesdienstes oder manchmal auch der Evangelischen Messe sind damit nicht nur andere Anlässe und Zeiten, sondern auch andere Formen getreten, die liturgisch, musikalisch, missionarisch, dramaturgisch oder kreativ neue Wege einschlagen. Das gilt ganz besonders für Jugendgottesdienste.

Zweitgottesdienste werden meist regelmäßig (monatlich bis zu halbjährlich) und zusätzlich zum Sonntagmorgengottesdienst gefeiert, oft am Sonntagabend, einem Zeitpunkt, der vielen Wochenendabläufen sehr entgegen kommt. Die Besucherzahlen sind oft beeindruckend. Diese Gottesdienste, die im Team vorbereitet werden – sie sind inzwischen für viele *der* (!) Ort der ehrenamtlichen Mitarbeit in der Kirche geworden - , sehen Gesangbuch und Kanzelpredigt nicht unbedingt als konstitutive Gottesdienstelemente an und versuchen, den Besuchern besondere Anknüpfungspunkte anzubieten. Häufig wollen sie „Kirchenferne“ erreichen, z.B. die mittlere Generation. Die Kommentare in den Visitationen dazu sind unterschiedlich:

„Es hat sich eine Gemeinde gebildet, die besonders dieses Angebot wahrnimmt.“
Diese „Gemeinde“ ist parochieübergreifend, nicht ortsgewunden und mobil. Von anderen hingegen wird die mangelnde parochiale Gemeindeverbundenheit vieler Zweitgottesdienste beklagt. Manchmal macht sich auch ein hierarchisches Denken breit: Welches sind nun die vermeintlich „besseren“ Gottesdienste? Ein Visitator stellt fest: Zweitgottesdienste stehen in der Gefahr, zu milieuentwickelt zu sein: *„Der ‚ForAll-Gottesdienst‘ ist eher ein ‚ForUs-Gottesdienst‘.“* Ein Kirchengemeinderatsgremium möchte gar keine Zweitgottesdienste einführen. Begründet wird das damit: *„Aufgabe des Gottesdiensts ist nicht Erlebnis oder Event (das konsumiert man nur), sondern Erfahrung (diese verändert den Menschen).“*

In vielen Fällen wurden Zweitgottesdienste wieder aufgegeben und Elemente aus ihnen in den regelmäßigen Sonntagmorgengottesdienst integriert wie Stillezeiten, Singen von Lobpreisliedern, Musik durch eine Band, ein zeitlich späterer Beginn (z.B. 11 Uhr) oder die Mitwirkung eines Liturgieteam. Die Erfahrung zeigt, dass die Gemeindeglieder diese „anderen“ Gottesdienste – wenn ihre Neuerungen behutsam eingeführt wurden – zur „normalen“ Zeit weitgehend akzeptieren. Dieses Unterfangen stellt allerdings hohe Ansprüche an die Verantwortlichen, wie ein Visitator feststellt: *„Die Integration eines ‚besonderen Gottesdienstes‘ in den normalen Gottesdienstrhythmus ist ein anspruchsvoller Weg. ... Das Anspruchsvolle besteht darin, diesen Gottesdienst für die sonntägliche Gottesdienstgemeinde und*

nicht für eine bestimmte Zielgruppe zu gestalten.“ Ein anderer Visitor pointiert: „Natürlich kann ein solcher Fokus ‚Öffnung auch für die volkshkirchlichen Ränder‘ in Spannung geraten zum anderen Schwerpunkt ... der Beheimatung und der Gemeinschaft. Doch diesen Spagat müssen alle volkshkirchlichen Gemeinden - im Unterschied zu den Freikirchen und Gemeinschaften - immer wieder neu versuchen, sonst wären sie nicht mehr Volkskirche.“

An der sichtbar gewordenen Ausdifferenzierung des gottesdienstlichen Lebens zeigt sich, dass offensichtlich *eine* Gottesdienstform nicht für alle und alles steht. Der agendarische Sonntagmorgengottesdienst bedeutet für viele Verlässlichkeit und Kontinuität. Die besonderen Gottesdienste und Zweitgottesdienste beanspruchen, aus der erwarteten Form auszubrechen und „Neues“, „Anderes“ anzubieten, Such- und Aufbruchbewegungen verstärkt aufzunehmen, Spiritualität zu gestalten, dem Missionsauftrag ein einladendes Äußeres zu geben und auf bestimmte Zielgruppen einzugehen. Die agendarischen Sonntagsgottesdienste, die Elemente aus Zweitgottesdiensten integrieren, zeigen, dass es auch Modelle jenseits der Aufspaltung in Zielgruppen gibt. Am Gedanken der Einheit wird festgehalten. Alle Gottesdienste – das betone ich – sind vollgültige Gottesdienste der Gemeinde.

Resümee

Die Visitation ist auf das „Ursprungsgeschehen der Kirche“ ausgerichtet, auf die evangeliumsgemäße Wortverkündigung und stiftungsgemäße Sakramentsverwaltung.¹⁴ Darum richtet sie den Blick ganz besonders auf den Gottesdienst. Hierbei ist für unsere Landeskirche und ganz sicherlich auch andernorts festzustellen: Wir haben eine gut bestellte Gottesdienstlandschaft. Sie gestaltet sich pluriformer als früher. Und sie stellt uns verschiedene Aufgaben:

Es gilt, die verschiedenen Gottesdienstformen miteinander ins Gespräch zu bringen, um über die starre Alternative von so genanntem Erst- und Zweitgottesdienst hinauszukommen. Wer sich heute mit dem Gottesdienst beschäftigt, wird der Spannung zwischen sonntäglicher Verlässlichkeit und individuellen Befindlichkeiten der Kirchenmitglieder produktiv begegnen.

Deutlich geworden ist auch die Herausforderung, in Gottesdienst und Predigt – und natürlich auch darüber hinaus – mit unseren evangelischen dogmatischen Überlegungen so umzugehen, dass sie nicht abschrecken, sondern auch von denjenigen Kirchenmitgliedern, die die individuelle Eigenständigkeit ihres theologischen Urteils sehr betonen, als Zugang zur christlichen Freiheit gehört werden kann. Ich möchte ein Gemeindeglied zitieren: *„Es können ruhig problematische Themen behandelt werden, aber zum Schluss möchte ich mit dem Gefühl hinausgehen, etwas positiv verändern zu können, gestärkt zu sein, entlastet.“* Gerade die Arbeit in gemeindlichen Gottesdienstausschüssen und die theologisch-diskursive Begleitung der Gemeindeglieder, die die Gottesdienste mit vorbereiten und gestalten, scheinen mir hier eine große Chance zu besitzen: Sie bieten einen Ort, im Blick auf den Gottesdienst ins Gespräch zu treten über Schrift und Bekenntnis. Wir wollen ihre religiösen Anliegen ernst nehmen. Und wir wollen gleichzeitig die Kommunikation des Evangeliums, die im Gottesdienst stattfindet, nicht aus den Augen verlieren.

¹⁴ Mareile Lasogga / Udo Hahn (Hg.) im Auftrag der Bischofskonferenz der VELKD, Die Visitation. Eine Studie des Theologischen Ausschusses der VELKD, Hannover 2010, 54.

Ebenso scheint es mir notwendig, als hörende, lehrende, feiernde Kirche in Württemberg den Blick auf die weltweite Kirche Jesu Christi in ihren unterschiedlichen und zugleich gemeinsamen gottesdienstlichen Traditionen und Bewegungen zu richten. Das kann für Württemberg schon im Blick auf die Evangelisch-lutherische Kirche in Bayern geschehen! Dieser Blick ist notwendig, um auch die Gemeinschaft des wandernden Gottesvolkes in den Formen des Gottesdienstes nicht zu unterschätzen.

Alle diese Beobachtungen deuten vielfältig darauf hin: Im Gottesdienst die Mitte der Gemeinde zu sehen, meint, hier die „Quelle‘ christlichen Lebens“ zu erkennen und keine normativ einzulösende, zahlenmäßig- empirische Mitte. „Eine Quelle liegt manchmal in einer entlegenen Region, auf jeden Fall nicht mitten im Gewässer. Sie liegt naturgemäß etwas höher und aus ihr sprudeln auch keine Wassermassen heraus. Aber stetig kommt frisches Wasser und das wächst sich dann aus bis hin zu Flüssen und Seen in den Kulturlandschaften unseres Lebens. Die Quelle selbst mag klein sein; es reicht, dafür Sorge zu tragen, dass sie nicht versiegt.“¹⁵ Das Jahr des Gottesdienstes will uns neu an diese Quelle heranzuführen. Gelänge dieses, wäre viel geschehen.

¹⁵ Kristian Fechtner, Der „gewöhnliche“ Sonntagsgottesdienst. Herausforderungen und Perspektiven, in: DtPfrBl 110/2010, 464-467: 466.